

Guy Stern

Leben in Briefen

„Briefe sind soviel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren.“

Wohl kaum zuvor hat sich dieses Goethe-Wort in so eindringlicher Weise bestätigt wie in den Schreckensjahren des sogenannten Dritten Reiches. Kein anderes Kommunikationsmedium zeugte so unmittelbar, wenn auch oft verschlüsselt, von den Ungeheuerlichkeiten im Hitlerstaat, von der Suche nach Rettung, von gelungenen und misslungenen Auswanderungsversuchen, von der Größe und dem Elend des Exils, von Zufriedenheit und Enttäuschung bei der Rückkehr.

Mit diesem „Unmittelbaren“ von Briefen aus dem Exil wurde auch ich konfrontiert. Ich war 1937 als Fünfzehnjähriger dem NS-Staat entkommen und lebte bis 1942, als ich meinen Kriegsdienst bei der amerikanischen Armee antrat, bei Verwandten in St. Louis. Als Highschool-Schüler und Student stand ich zwar gelegentlich mit anderen deutsch-jüdischen Emigranten in Verbindung, doch das stärkste Bindeglied für unsere Gemeinschaft bildete die Wochenzeitschrift *Aufbau* mit ihrer ausgiebigen Rubrik „Leserbriefe“. Deren Lektüre vermittelte sehr oft ein Zusammengehörigkeits-, ja ein Glücksgefühl. Ich fühlte mich mit meiner Fremdheit in einem neuen Land weniger allein. Dazu verhalfen mir weniger die Briefe der großen Koryphäen des Exils, seien es Thomas Mann oder Lion Feuchtwanger, die der *Aufbau* abdruckte, als die Briefe an den „Ratgeber“. Sie behandelten alltägliche Probleme, etwa, wie man deutsche Schuhgrößen auf amerikanische umrechnen könne. Das interessierte mich, denn ich arbeitete nach der Schule als Abräumkellner und hatte mein deutsches Schuhwerk längst „ausgelatscht“. Ein anderer Leser hatte eine Patentmethode zum Erlernen von Schreibmaschinenschreiben mit amerikanischer statt deutscher Tastatur erfunden. Auch das half mir. Deutsche Bücher, schrieb ein weiterer Leser, seien selten in den amerikanischen Vorstadtbibliotheken, wohl aber in der Zentralbibliothek einer Stadt erhältlich. Es stimmte, und mein Lesehunger nach deutscher Literatur wurde befriedigt. Diese Briefe vermittelten implizit weitere Lichtblicke: Sie deuteten an, dass jener Schreiber

das nötige Geld hatte, um neue Schuhe zu kaufen, und andere die Zeit hatten, tippen zu lernen und deutsche Bücher zu lesen. Es ging aufwärts mit ihnen – das stärkte auch meine Zuversicht, es in der neuen Welt schaffen zu können.

Die Briefe im *Aufbau* waren zwar an Leser wie mich gerichtet, gaben aber keinen weiteren Aufschluss über ihre Verfasser. Es gibt Briefe, deren Tragweite – ob beabsichtigt oder nicht – dazu angetan ist, ein ganzes Leben umzustülpen oder in andere Bahnen zu lenken. Das ist beileibe keine neue Einsicht. Wie oft haben Dichter Briefe als Requisit benutzt, um der Handlung eine entscheidende Wendung zu geben? Schiller greift mehrfach auf dieses Hilfsmittel zurück (z.B. in *Don Carlos*, *Maria Stuart*, *Wallensteins Tod*), die Tragik in Theodor Fontanes Roman *Effie Briest* wird durch die Entdeckung einer Briefsammlung ausgelöst und Henry Fielding führt das happy end in *Tom Jones* mittels der Aufdeckung eines unterschlagenen Briefs herbei. Auch bei mir gab es zwei Briefe, die mein Leben zutiefst beeinflusst haben. Der eine war Teil meines von Ängsten beschwerten Briefwechsels mit dem Elternhaus. Zunächst schrieben Mutter und Vater jeweils postwendend zurück. Dann setzten Unterbrechungen ein. Schließlich kam ein letzter Brief – mit ein paar nichtssagenden Sätzen. Die ganze Tragik, die sich mir damals noch nicht erschloss, ging aus dem Absendeort hervor: das Warschauer Ghetto.

Das zweite Beispiel, das ich „einen Fehlschuss mit unerwartetem Volltreffer“ nenne, kommt noch zur Sprache. Sonst sind fast alle meine Briefe aus Kindheit und Jugend, auch die von und nach Amerika, verlorengegangen. Auch ihr Verlust ist mit einem Zeitereignis verknüpft: Ich hatte einen Großteil meiner mir wichtigen Briefe bei mir, als ich, Mitglied einer geheimen Einheit im U.S. Military Intelligence Service, von England aus an der Invasion in der Normandie teilzunehmen hatte. Da kam der Befehl: „Keine Papiere mitführen!“ Sechs von uns waren zwecks Geheimhaltung bei einer britischen Familie einquartiert. Ich bat den Hausbesitzer, meine Papiere aufzubewahren. Nach dem Krieg ersuchte ich ihn um Rückerstattung. Meine Nachfrage blieb unbeantwortet.

Meine Korrespondenz während der gesamten Kriegszeit lässt erkennen, dass ich konsequent darauf bedacht war, im amerikanischen Schmelztiegel meine Identität als Exilant zu verlieren. Ich las englischsprachige Sachbücher und Romane, ging in meiner Freizeit ins Theater unseres Standorts Bristol – und berichtete darüber meinen Bekannten und Verwandten in

St. Louis und meiner Freundin und Kommilitonin Eileen S. aus der märchenhaft benannten Stadt Saskatoon, Saskatchewan in Kanada. Das brachte mir auch die einzige Zensur meines Lebens ein. In einem Brief an Eileen hatte ich ihr nebst Liebeserklärungen ganz begeistert mitgeteilt, dass uns die Armee einen Besuch (per Laster) zum Shakespeare Theater in Stratford-upon-Avon geboten hatte. Ein gewisser Captain Adams, der die undankbare Aufgabe hatte, unsere Briefe zu zensieren, strich den Bestimmungsort unserer Fahrt. „Keine geographische Einheit innerhalb dreier Landkreise unseres Standorts darf genannt werden!“ lautete die Begründung. Eileen, die hochintelligente Studentin der Krankenpflege, wird sich das ihre gedacht haben, etwaige Nazi-Spione auch. „Englands berühmteste Shakespeare-Bühne brachte eine tolle Aufführung von *As You Like It*,“ hatte ich unzensiert berichten dürfen.

Während des Krieges schmiedete ich ehrgeizige Pläne für mein „Leben danach“. Ich würde nach St. Louis zurückkehren, mein Studium an der St. Louis University, Hauptfach Journalismus abschließen, um mich dann bei der *St. Louis Star Times* oder *Post Dispatch* zu bewerben, da ich zu beiden lose Beziehungen hatte.

Ein Brief aber warf meine bisherigen Nachkriegspläne über den Haufen: Anfang April 1945 lief – oder vielmehr stolperte, oder noch besser, strauchelte – der Krieg seinem Ende entgegen. Hitler bot die letzten Überbleibsel seines Männerreservoirs gegen uns auf; Alte, Schüler, Kriegsverwundete und Magenranke. Sie waren von unserem Hauptquartier „nicht vorgesehen“. Sofort bekam unsere Einheit den Befehl, die Beschaffenheit und Ausbildung dieses „Volkssturms“ festzustellen und – vielleicht noch wichtiger – deren Vorbereitung auf einen letzten, desperaten Gegenangriff mit chemischen Waffen zu überprüfen. Die Ausführung des Befehls wurde meiner Sektion übertragen. Die Befürchtung eines Gas-Krieges konnten wir schnell vom Tisch fegen. Und zur Bewertung der ersten Frage entwickelte ich eine neue Art der Massenbefragung deutscher Kriegsgefangener.

Kurz nach Empfang unseres Berichtes erschien einer unserer Vorgesetzten aus dem Hauptquartier der First U.S. Army bei uns im Lager. Von früheren Besuchen her kannte ich Major Shepard Stone und wusste auch, dass er im Zivilleben der *Sunday Supplement* Editor der *New York Times* war. Ab und zu gab es Fragen an mich, alles im Rahmen militärischer Dienstvorschriften. Diesmal nicht: „Sergeant Stern, ich möchte mit Ih-

nen sprechen.“ Unsere Einheit hatte ein Haus in Bad Hersfeld übernommen; wir saßen uns gegenüber. Zunächst lobte er meine letzten Berichte. Dann die überraschende Frage: „Was wollen Sie nach dem Krieg werden?“ – „Journalist“ platzte ich heraus.

Wenige Wochen später erhielt ich den Durchschlag eines für mich weichenstellenden Briefes. Shepard Stone hatte an den Managing Editor der *New York Times* geschrieben. Ein recht schmeichelhafter Bericht über meine militärische Laufbahn, dann über meine Kriegsgefangenenberichte, deren Gehalt und Stil, schließlich über meinen Berufswunsch, endend mit der Prognose: „that he will be a good newspaperman.“ Drei Wochen nach meiner Rückkehr hielt es mich nicht mehr in St. Louis. Der Durchschlag dieses Briefes „brannte“ mir in der Tasche.

Innerhalb eines Monats erhielt ich einen Termin beim Managing Editor. „Wir haben Sie halbwegs erwartet“, begrüßte er mich. „Wir waren ein wenig neugierig auf Sie; Shep Stone schreibt selten solche Empfehlungen.“ Es folgte ein Interview. „Wir können Sie brauchen – aber nicht jetzt.“ Er erklärte, dass von vakanten Stellen nicht die Rede sei. Im Gegenteil, viele wären doppelt besetzt. Zum einen kehrten viele der *Times*-Reporter jetzt vom Krieg zurück; andererseits wollte man bewährte Ersatzleute nicht entlassen.

Antiklimax: Der ersehnte Anruf von der *New York Times* stellte sich nie ein. Doch mein Umzug nach New York, den jener Brief verursacht hatte, hatte ganz andere, ungeahnte Auswirkungen. Ich traf wieder zusammen mit einem Halbdutzend meiner ehemaligen Kriegskameraden, alle in New York und Umgebung. Darunter war auch Karlie Frucht, der vor dem „Anschluss“ zusammen mit seiner damaligen Freundin Hertha Pauli eine literarische Agentur für die Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland gegründet hatte. Jetzt gehörte Karlie zu dem informellen Kreis, der sich um Hertha und ihren Mann, E.B. Ashton (Ernst Basch) gegründet hatte. Karlie führte mich ein; ich wurde geduldet. Die Welt der Exilkünstler und -schriftsteller tat sich vor mir auf. Nicht nur die beiden Gastgeber lernte ich in ihren bescheidenen Hotelräumlichkeiten kennen, sondern so viele von denen, die sich dort ohne Voranmeldung einfanden: Paul Frischauer, George Grosz, Walter Mehring, Oskar Maria Graf, Irving Heilbut. Eines Abends nahm mich Hertha mit zur Carnegie Hall – und ich lernte ihren Onkel, den Pianisten Arthur Schnabel kennen.

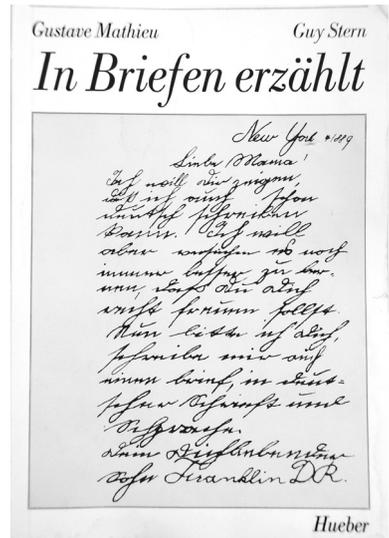
Zwar hatte ich, als Schüler im Mittelwesten, als Baseball-Fan, Unteroffizier und Kriegsteilnehmer, tiefe Wurzeln in Ame-

rika geschlagen, doch unbewusst hatte ich mir meine Zugewandtheit zur deutschen Kultur erhalten. Es galt nun, diesen Teil meines Innenlebens wieder hervorzuholen. Über diesen Weg zurück zu mir flattern – ohne Übertreibung – mindestens tausend Briefe.

Ich bin angehender Germanist an der Columbia University, Position: graduate assistant. Mein Kollege und Freund Gustave Mathieu stürmt in mein Büro. Wir sind beide unzufrieden mit den vorgeschriebenen Lesebüchern. „Du Guy, ich hab' eine Idee für ein originelles Lesebuch. Wir suchen deutsche Briefe von Frauen und Männern aus den verschiedensten Lebenslagen aus und machen sie kapitelweise zum Mittelpunkt einer dramatischen Erzählung! Machst du mit?“ *Brieflich erzählt* hieß das aus jener Unterhaltung hervorgegangene Buch, *In Briefen erzählt* die spätere deutsche Ausgabe.

Es beginnt mit einem einfachen Kindheitsbrief auf Deutsch von Franklin D. Roosevelt, erzählt u.a. die abenteuerliche Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt aus der Sicht eines pietistischen deutschen Geistlichen, der die Expedition als Dolmetscher zu den Eskimos begleitete, und endet mit einem Kapitel „Ein Broadway-Drama wird geboren“, eine Chronik in Briefen zu der Entstehungsgeschichte des biblischen Musikdramas *The Eternal Road* (*Der Weg der Verheißung*) von Kurt Weill und Franz Werfel. Ich schrieb damals naiv (oder von Chuzpe beseelt) an Lotte Lenya, die mir unbekannt Witwe Kurt Weills, dass wir Generationen von amerikanischen Studenten mit dem Komponisten Weill durch unser Lesebuch bekannt machen wollten (Einen Verleger hatten wir zu dem Zeitpunkt keineswegs). Wenige Wochen später erhielten wir ein ganzes Konvolut unveröffentlichter Briefe von der wohl nicht naiven, aber kaum geschäftserfahrenen Weill-Interpretin. Als späterer Vizepräsidenten der Kurt Weill-Stiftung (und langjähriger Freund Lotte Lenyas) versetzt mich die spontane Übersendung äußerst wertvoller Briefe und damit das Zustandekommen jenes Kapitels immer noch in Erstaunen.

Einige Jahre später – jetzt bin ich wieder im Mittelwesten als Associate Professor – zeigt mir der Leiter des New Yorker Leo-Baeck-Institutes, Max Kreutzberger, eine fast einzigartige Akquisition, die geschlossene Redaktionskorrespondenz der in-



1 Titelblatt des Buches „In Briefen erzählt“. Siehe auch hintere Umschlagseite

tellektuell-belletristischen Zeitschrift *Der Neue Merkur*. Ich bin gefangen. „Ich schreibe Ihnen“, sage ich zu Kreuzberger, „Ihr Einverständnis vorausgesetzt, die Geschichte der Zeitschrift.“ Dreieinhalb Jahre lang tauche ich ein in ein Meer von Briefen. Das fertige Manuskript lege ich einer Universitätspresse vor. Es wird angenommen. Ein Gutachter der Presse hatte geschrieben: „Das ist eine Fundgrube! Fast die ganze geistige Welt Deutschlands vor, während und nach dem ersten Weltkrieg spiegelt sich in Briefen und Kommentar.“

Viele der dort zitierten Briefautoren mussten nach 1933 aus Deutschland und Österreich fliehen. Angestachelt durch meine Beschäftigung mit der Redaktionskorrespondenz des *Neuen Merkur* suchte ich nunmehr nach den Spuren der Verfolgten in ihren unveröffentlichten Briefen und stieß auf die Korrespondenzen von Karl Wolfskehl und Paul Zech. In einem Anflug von neuerlich aufkeimender jugendlicher Unverfrorenheit bat ich auch noch lebende Exilanten ab und zu um relevante Kommentare zum Thema Exil und erhielt Briefe von Günter Kunert und Hilde Domin. Darin unterschied ich mich natürlich nicht von den vielen Kollegen, die ihre wissenschaftlichen Arbeiten mit ihren Entdeckungen relevanter Korrespondenz bereicherten. Mein verstorbener Kollege Harry Zohn etwa hat sich durch den Fund einer Reihe von Briefen aus der Feder von Stefan Zweig verdient gemacht. Doch meine letzte Entdeckung eines Konvoluts von Briefen – keineswegs von mir – war gleichzeitig die Aufdeckung der letzten Rätsel um meine Rettung aus Nazi-Deutschland.

Alles begann mit einer wissenschaftlichen Aufgabe: Der Direktor unseres Holocaust-Museums in Greater Detroit hatte mich beauftragt, eine Ausstellung über die Ritchie Boys vorzubereiten. Ich brauchte Beistand. Der Historiker Stephen Goodell, ehemals Abteilungschef beim Holocaust Museum in Washington, und Dan Gross, pensionierter Ingenieur, erklärten sich bereit, die National Archives und die Library of Congress nach geeignetem Material zu durchwühlen. Gross stieß in der Library of Congress auf eine rätselhafte Eintragung, die er sofort an Goodell weitergab: „Du, der Guy wird hier als eines der „Tausend Kinder“ erwähnt. Weißt du, was das ist?“ Weder Steve noch der benachrichtigte Stern wussten von dieser Organisation. Ich wandte mich an unsere Archivarin, Feiga Weiss, die so ziemlich alles weiß. „Ja“, sagte sie, dazu gibt es wissenschaftliche Vorarbeiten.“

Aus den verschiedenen Quellen ging hervor, dass bereits 1934 eine Gruppe jüdischer Frauen eine Organisation mit dem Namen German-Jewish Children's Aid Society gegründet hatte. Ihr Ziel: 1000 deutsch-jüdischen Kindern, insbesondere denjenigen, die sonst keine Hilfe aus Amerika erwarten konnten, zur Ausreise in die USA zu verhelfen. Im Laufe weniger Jahre entwickelten sie eine Routine: Man ließ sich Unterlagen aus Deutschland kommen, etablierte eine Hauptgeschäftsstelle in New York und Nebenstellen an verschiedenen amerikanischen Orten, mit der Hilfe bereits existierender jüdischer Hilfsorganisationen. Dann traf man eine erste Auswahl. Ein Günther Stern stand auf dem ersten vorläufigen Aufgebot.

Nach der Lektüre wandte ich mich erneut an unsere Archivarin. „Warum habe ich davon noch nie gehört?“ – „Das geht aus einem der Aufsätze hervor“, antwortete sie. Man sei so diskret wie irgend möglich vorgegangen. Die Frauen wussten von der Judenfeindlichkeit unseres State Departments und dass die leitenden Personen mit Leichtigkeit die Einreise der Kinder hätten unterbinden können, und so segelte man unter dem Radarschirm des State Department. „Ja, und wie gelange ich nun an Auskunft über mich?“ – „Die Papiere sind in den Besitz des „YIVO – Institute for Jewish Research“ übergegangen. Ich rufe mal mein Gegenüber dort an ...“. Drei Wochen später hielt ich ein großes Kuvert in Händen. Es enthielt mehr als fünfzig Briefe, Dokumente, Telegramme, Empfehlungen, Berichte über Fortschritte und Rückschritte bei der Geschichte meiner Auswanderung, besser gesagt – die Geschichte meiner Lebensrettung.

Ich las diese Chronik in Briefen mit einer Aufregung, als ob all das noch vor mir läge. Allmählich begriff ich, dass ich die bisherige Vorstellung meiner Rettung revidieren muss. Ich hatte geglaubt, dass meine Einreise nach Amerika einerseits einem mir damals noch unbekanntem Onkel in St. Louis zu verdanken war, den meine Eltern um Hilfe gebeten hatten, andererseits dem US-Konsul in Hamburg, Malcolm C. Burke. Letzterer wurde in einer Studie als nachsichtig gepriesen. Doch spätestens nach meiner Ankunft in Amerika wurde mir klar, dass Onkel Bennos Affidavit fast wertlos gewesen war. Er hatte gegen Ende der großen Depression seine Stellung als Bäcker und Konditor verloren und schlug sich mit Aushilfsarbeiten durch. Sein damaliger Trick zur Erlangung eines Affidavits erscheint mir heute bestenfalls blauäugig: Er hatte sich von Gewerkschaftskumpanen, Freunden und Bekannten für zwei

Wochen Geld auf sein Bankkonto überweisen lassen, so dass er sich beim Konsulat als reicher Mann ausweisen konnte. Trotz allen guten Willens hätte Konsul Burke es gegenüber seinen Vorgesetzten im State Department kaum rechtfertigen können, mir ein Visum auszustellen, hätte nicht ein Zusatzaffidavit vorgelegen, ausgestellt von der German-Jewish Children's Aid Society.

Wie war es zu dieser Entscheidung bei der Nebenstelle in St. Louis gekommen? Zu meinen Gunsten sprachen die Berichte über mich aus Deutschland und vor allem ein Report der Sozialarbeiterin, einer Mrs. Esrog in St. Louis, welche die Persönlichkeit und den guten Willen von Onkel und Tante und ihren Haushalt als vorbildlich beschrieben hatte. Gegen mich sprach mein Alter, so ziemlich an der Grenze der statutenmäßig vorgeschriebenen Altersgrenze für zu rettende Kinder, die Tatsache, dass ich ja Verwandte in Amerika hatte und vor allem, dass die Zweigstelle in St. Louis ihr Budget bereits überzogen hatte – was ihr einen Rüffel aus New York eingebracht hatte. Die Entscheidung fiel am 6. Juli 1937. Mrs. Esrog, so geht es aus einem kurz zuvor eingereichten Statement hervor, hatte – Gott segne sie – noch einmal mit Nachdruck alle Gründe aufgeführt, die für mich sprachen, und man berief eine Sitzung des Komitees ein, die mir allein galt. Der folgende Brief von der Dienststelle St. Louis an das Hauptbüro in New York spricht für sich selbst:

*Sommers Children's Bureau
3636 Page Boulevard
St. Louis, Missouri*

*July 6, 1937
Re: July 8, 1937
Miss Lotte Marcuse
German-Jewish Children's Aid
221 West 57th Street
New York City*

My dear Miss Marcuse:

We recently called a meeting of our local committee in order to discuss Guenther Stern. Since the Silberberg's are so eager to do what they can for this child, since the child himself is nearing the age of 16, the committee decided that St. Louis

would attempt to be of service to the boy. It is hoped that the child will not become dependant upon the community and that the family can meet his needs. Although our quota is filled, I have been authorized to inform you that we should be glad to help Guenther. Therefore, you can start negotiations for having him leave Germany. This note will therefore serve to inform you that we will be glad to take responsibility for Guenther.

Sincerely yours,

Viola Oschrin, Director



2 Guy Stern

Lord Byron hat folgenden Aphorismus geprägt: „Das Vergnügen im Lesen alter Briefe besteht darin, dass man weiß, man braucht sie nicht zu beantworten.“ Das mag sein. Doch hätte ich obigen Brief als 15- und nicht als 90-Jähriger in Händen gehabt, ich hätte mit jugendlichem Jubel einen nicht enden wollenden Dankesbrief mit aufgesetzt.

Epilog: Ein Gemälde namens „Korrespondenz“

Kurzum: Briefe begleiteten mich ein Leben lang – und begleiten mich auch heute noch.

Ja, der Kreis weitete sich sogar aus. Ich bin verheiratet mit der deutsch-jüdischen Schriftstellerin Susanna Piontek. Sie ist Kunstliebhaberin und gelegentlich Kunstsammlerin. Vor einigen Jahren entdeckte sie für sich die Gemälde des Siebenbürger Malers Michael Lassel. Sie war fasziniert von seinen exquisiten Trompe-d'œil-Werken. Ein Werk, auf das sie mich aufmerksam machte, hatte es ihr besonders angetan und sie war hocheifrig, als der Maler ihr die Erlaubnis erteilte, es als Cover für die englischsprachige Ausgabe ihrer Kurzgeschichten-Sammlung *Have We Possibly Met Before* zu verwenden. Was mir, dem Briefebesessenen sofort auffiel, war, dass im Detail dargestellte Briefe sich verstreut über das ganze Gemälde ausbreiten.

Vier von Susannas Erzählungen knüpfen entweder der Form nach, oder vom Inhalt her an Briefe an – und in einer weiteren ist eine wichtige Nebenperson ein Postbeamter. Auch deshalb fand ich ihre Wahl gerade dieses Gemäldes besonders einleuchtend. Darüber machte ich eine Bemerkung, als wir mit dem Künstler und seiner Frau in seinem Fürther Studio zusammentrafen.

„Ja, schon“, sagte er. „Aber was Ihr nicht wissen könnt: Ich habe auch einen Teil Geschichte damit angedeutet. Zwei jüdische Kinder, die später in Auschwitz umkamen, sind auf dem Gemälde in Form von gemalten Photographien sichtbar. Als Gegenstück habe ich aber auch ein „normales“ jüdisches Schicksal – wie es hätte sein müssen – versinnbildlicht. Zu sehen ist eine in Sütterlin geschriebene Postkarte an meinen jüdischen Großvater Georg Lassel, verfasst während des Ersten Weltkriegs von seinem ebenfalls jüdischen Freund Weißmann. Mein Großvater starb übrigens im Alter von 101 Jahren.“

BILDNACHWEIS
 Abb. 1 bis 3: Privatbesitz
 Guy Stern

3 Gemälde
 „Korrespondenz“ des
 Siebenbürger Malers
 Michael Lassel

